

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 71. Bydgoszcz/ Bromberg, 27. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dann beginnt plötzlich, ohne daß der Mann seine Stellung ändert, ein sehr heftiger Disput zwischen den beiden Unheimlichen; auf Spanisch. Alice begreift nichts. Sie glaubt, daß die Frau sie schützt; doch vielleicht ist es auch anders gewesen. Sie begreift nur, daß sie nach einer Weile fort darf. Der Mann gibt den Weg frei. Die Frau im großen Abendkleid geht, wie sie ist, mit ihr hinunter, steigt in den Wagen und fährt sie durch enge verwinkelte Gassen bis zu einem großen Platz. Da stehen irgendwo Taxis. „Von hier aus", sagt die Frau, „können Sie nach Hause fahren". Und ehe Alice ihr danken kann, fnuct sie sich auf der Straße, während der Wagen davonzischt. Eine Sekunde lang kann Alice noch den Schimmer nackter Schultern über dem Silberkleid erkennen und den Schwall pechschwarzen Haares, der in der jungen Sonne glänzt — denn inzwischen ist es ja Morgen geworden. Dann nichts mehr. Sie nimmt, als sei es ihr befohlen, ein Taxi und fährt zum Hotel.

„Das also", sagte nach einer langen Pause Rojas ruhig, „ist die Wahrheit. Danke. Und nun sagen Sie mir, wissen Sie den Namen des Mannes oder der Frau?"

„Den des Mannes nicht. Aber er nannte die Frau ein paarmal Chica."

Rojas zuckte die Achseln. „Chica ist das gleiche wie Baby. Es scheint ungewöhnlich schlecht für die Frau gewählt. Und es hilft mir auch nicht." Er räusperte sich leise, tippte an den Revolver, der immer noch vor ihm lag, glänzend und drohend auf dem leeren Tisch. „Das ist die Waffe, die wir bei Ihnen fanden", sagte er. „Es ist die Waffe, mit der Sie Dexter erschossen zu haben behaupteten. Sehen Sie bitte her!" Er ließ mit einem kleinen Druck seiner Finger das Magazin herausschnellen. Es war voll. Kein Schuß fehlte. „Diesen schlüssigsten Beweis vergaßen Sie, als Sie dem Kommissar Ihr Märchen erzählten. Warum erzählten Sie es? Ich will es selbst sagen. Sie wollten Thomas Howard entlasten. Durften Sie das?"

„Ich liebe ihn", antwortete das Mädchen ruhig.

„Aber jeder Mann hat das Recht auf die eigene Tat — und den eigenen Tod. Daran dachten Sie nicht." Er schloß die Waffe wieder ein. „Es ist eine sehr seltsame Geschichte, die Sie mir da erzählt haben. Ich wünschte, ich hätte diese beiden Leute hier vor mir. Trotzdem sehe ich keinen Grund, an Ihrer Geschichte zu zweifeln. Und ich denke, ich kann Sie freilassen. Sie werden sich zur Verfügung der Polizei halten —"

„Was heißt das?

„Sie werden Havanna nicht verlassen. Und Sie werden stets wahrheitsgemäß im „San Antonio" hinterlassen, wo Sie zu finden sind."

„Ich gehe nicht wieder ins „San Antonio"."

„Dann bei Ihren Freunden: Mister Bailie, Miß Howard. Nicht wahr?" Er stand auf. „Gewöhnlich beglückwünsche ich Leute, die ich entlassen kann. Ich tue es bei Ihnen nicht. Denn ich sehe, die Entlassung bedeutet Ihnen nicht viel. Leben Sie wohl, Miß Lißner."

*

Thomas Howard saß dem Untersuchungsrichter gegenüber. Er saß in nachlässiger Gespanntheit, wie bei einer besonders wichtigen geschäftlichen Verhandlung, sein Gesicht aber war leer und ausdruckslos. Es sah grau und verfallen aus, als habe er nächtelang keinen Schlaf gefunden.

„Wie war das also?" fragte Rojas. „Sie schossen, und Dexter fiel sofort im Feuer? Wie fiel er?"

Howards Gesicht veränderte sich nicht im mindesten. „Er kreiselte um sich selbst", antwortete er, „und dann sank er um."

„Wir haben die Kugel Ihrer Pistole in einem Palmenstamm gefunden. Da der Tote, wie Sie behaupten, sich um sich selbst drehte, ehe er fiel, und Sie nicht angeben können, ob er eine Vierteldrehung machte, eine ganze, etliche —".

„Nein, das kann ich nicht angeben, Sir."

„Gut. Danach ist es möglich, daß die Sache sich so abgespielt hat. Nun fanden wir noch eine andere Kugel, die nicht zu Ihrem Revolver paßt. Die Schußrichtung ist sonderbarerweise der Ihren nicht entgegengerichtet, sondern geht ihr parallel. Das ist auffallend. Es beweist nämlich — aber ein Mann von Ihrer Intelligenz sagt sich das ja selbst."

Howard hob ein wenig die Hand. „Es tut mir leid, Sir", sagte er.

„Nein? Das wundert mich. Es beweist, daß Sie sich nicht als Gegner gegenüberstanden. Dexter hat, dem ganzen Befund nach, sich nichts Bösem versehen. Er ist, auch der medizinische Sachverständige ist dieser Meinung, von hinten niedergeknallt worden. Er muß im Sterben den Revolver herausgerissen und blindlings abgedrückt haben." Rojas' Stimme war voll eisiger Verachtung. „Es ist richtig, daß in Havanna durchschnittlich mehr Menschen erschossen werden als in Newyork. Doch hinterrücks abgeschossen werden hier nur sehr wenige."

Howards Mund zuckte ein wenig, aber er schwieg beharrlich.

„Wo", fragte Rojas hart, „sind die Sachen des Toten?"

„Ich —" Howard besann sich eine Sekunde. Dexter ausgeplündert? Das wußte er nicht. Und er begriff es nicht. Der Zwischenraum zwischen den beiden Schüssen war so kurz gewesen, daß unmöglich ein zufällig des Weges Kommender den Toten ausgefleddert haben konnte. Hatte Alice, um zu verschleiern, wer Dexter war, dessen Sachen an sich genommen und — sonst wären sie ja gefunden worden — beiseite gebracht? Es war ganz unverständlich. Doch es mußte wohl so sein. Er hatte sich darauf einzustellen. Er hatte es unternommen, sie herauszureißen, er durfte nichts halb tun.

„Nun“, fragte Rojas noch einmal, „wo sind die Sachen?“

„Es tut mir leid“, antwortete Howard kalt, „diese Frage beantworte ich nicht.“

„Sie können sie unmöglich beseitigt haben. Dazu war keine Zeit. Hatten Sie einen Mittäter?“

„Nein. Ich hatte keinen Mittäter. Im übrigen verschätzt man sich zuweilen sehr in der Zeit, wenn man einen Schuß hört und aufgeregt herzueilt. Ich hatte Zeit genug.“

„Und warum, wenn Sie soviel Zeit hatten, entwichen Sie nicht selbst?“

Howard hob die Schultern. „Nehmen Sie an, Sir, dazu sei die Zeit wiederum nicht lang genug gewesen.“

Rojas ärgerte sich. Er bekam einen roten Kopf. Der weiße Knebelbart stach wütend in die Luft. „Ich verlange Antworten auf meine Fragen“, rief er heftig.

„Ich bedaure. Ich werde weitere Fragen überhaupt nicht mehr beantworten, Sir, ehe ich mich nicht mit meinem Anwalt besprochen habe.“

Rojas sprang auf, ging einmal um den Schreibtisch herum, rückte an dem Telephon und setzte sich, krampfhaft gefaßt, wiederum. „So? Sie werden nicht mehr antworten? Das möchte ich sehen. Ich lasse Sie hier sitzen — bis morgen, wenn Sie wollen. Bis Sie umfallen.“

„Bitte“, sagte Howard.

„Das ist doch lächerlich und dumm“, begann Rojas nach einer Weile. „Sie geben die Tat zu. Sie geben alles zu. Warum wollen Sie sich bei Nebensächlichkeiten plötzlich sträuben? Ihr Fall ist so klar, daß Ihnen keinerlei Winkelzüge helfen können. Warum wollen Sie verhindern, daß wir leicht und angenehm mit der Sache fertig werden?“

„Dann stellen Sie mir bitte keine Fragen, die ich nicht beantworten kann.“

Rojas zerrte an seinem Bart. „Wo ist der Brief, den Miß Lißner Ihnen am Mordabend geschrieben hat?“

„Sie hat mir geschrieben? Ich habe nichts erhalten.“

„Schon wieder eine Lüge, Mister Howard. Erstens hat Miß Lißner es zugegeben. Zweitens hat ihr Chauffeur selbst gesehen, wie sie den Brief schrieb und ihn irgendeinem Jungen am Hafen zur Besorgung gab. Drittens besitzen wir das Zeugnis des Stewards Jesse Moore von der „Queen“, daß er Ihnen den Brief gegeben hat. Nun?“

Howard fuhr sich über die feuchte Stirn. Daß Rojas die Bewegung, die dem Untersuchungsrichter das Weichwerden des Häftlings anzukündigen schien, erfreut wahrnahm, bemerkte er nicht. „Sie haben recht“, murmelte er. „Ich vernichtete den Brief ungelesen. Ich wünschte nichts mehr von Miß Lißner zu hören. Ich war betrogen, schamlos betrogen. Ich wünschte nichts mehr mit ihr zu tun zu haben. Bei uns in Newyork —“, er drehte jetzt den Spieß um, „rechnet man in solchen Fällen nur mit dem Mann ab, nicht mit der Frau.“

„Und wer beweist mir, daß das so war?“

„Einen strikten Beweis kann ich nicht geben. Daß mein Interesse an Miß Lißner nicht mehr groß war, kann Ihnen Miß Lißners Stewardeß bezeugen, wenn Sie sie zu fragen wünschen. Ich entsinne mich, ein Gespräch über Miß Lißner, das die Stewardeß anknüpfen wollte, ungefähr mit den Worten „Was aus Miß Lißner wird, interessiert mich nicht mehr“ abgebrochen zu haben.“

Howard benahm sich, während er alles das sagte, wie ein sich selbst völlig fremder Mensch; es war ungeheuerlich, daß er Alice, daß er die Geliebte vor diesem Mann herabsetzte — doch wie anders sollte er sie aus dieser Sache heraushalten — da jener bereits Mittäterschaft witterte? Niemand anders konnte er damit meinen als Alice. Er durfte ihn diesen Gedanken nicht weiter verfolgen lassen, er durfte nicht! „Mich interessiert Miß Lißner nicht mehr“, sagte er noch einmal, „nachdem ich mit Dexter abgerechnet habe.“

Rojas hob die Schultern. „Aber um eine Frau, die einem so gleichgültig ist, begeht man doch keinen Mord.“

„Das verstehen Sie nicht?“ Howard sprach nicht rascher und nicht lauter als gewöhnlich. „Das wundert Sie, Sir? Und ist doch so einfach! Wenn ein Kerl kommt und Ihnen eine Vase aus der Ming-Periode absichtlich sinnlos zerschlägt —“, unwillkürlich geriet er in Gedankengänge, die ihm, dem Sammler, geläufiger waren als dem Richter, „können Sie etwas anderes tun, als die Scherben in den Müllkübel werfen? Man kann wohl Alltagsgeschirr kitten, Sir, aber keine Kostbarkeit. Doch den Kerl, der Ihnen das Kunstwerk zerstört hat —“ seine Stimme prasselte Haß, „diesen Kerl, den können Sie strafen. Und Sie tun es auch.“ Er lehnte sich ein wenig zurück und fuhr über die Stirn und die Schläfen, als habe ihn der Ausbruch — oder besser die Unterdrückung des Aufruhrs, der in ihm tobte — erschöpft.

Rojas nickte. Er war hellhörig genug, auch das Unausgesprochene zu verstehen. Er spürte diesen Haß und er verstand. Er blickte Howard scharf an. „Dann interessiert es Sie wohl auch nicht, daß ich Miß Lißner vor einer Stunde entlassen habe, nicht wahr?“

Haltung! schrie Howard sich zu. Haltung, Mann! Bleib wie du bist! Du hast es geschafft, sie ist frei. Der Mensch da argwöhnt nichts mehr. Die Rechnung hat gestimmt, ist aufgegangen. Alice ist frei! — Mit einem krampfhaft gleichmütigen Gesicht, dem Rojas dennoch die ungeheure Spannung anmerkte, antwortete er leichthin: „Nein, das interessiert mich tatsächlich nicht, Sir.“

„Es hat sich übrigens“, sprach Rojas weiter, ohne die Stimme zu verändern, „ganz von selbst ergeben. Es war ihr nachzuweisen, daß sie die Tat nicht verübt haben konnte. Ihr Geständnis, Mister Howard, wäre dazu nicht einmal nötig gewesen. Sie hatte nämlich vergessen“, fügte er breit hinzu, „ihre Waffe abzuschießen, denken Sie!“

Howard schluckte. „Wäre es Ihnen unangenehm, Sir“, bat er, „wenn ich Sie bäte, von der Dame nicht mehr zu sprechen?“

„Das wird sich kaum vermeiden lassen. Denn sehen Sie, ich verstehe eines nicht ganz: Sie geben an, Miß Lißner habe Sie mit dem Toten betrogen, und aus Rache hätten Sie den Mann erschossen. Wie reimt sich darauf, daß Miß Lißner Ihre Tat auf sich nehmen wollte? Wie kann eine Frau die betrügt, zugleich so stark lieben?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Howard mit belegter Stimme. „Ich weiß das bei Gott nicht.“ Er sprang auf. Seine ganze Gelassenheit war hin. „Ich beschwöre Sie, fragen Sie mich nichts mehr darüber! Wenn ich solche Dinge zu erklären wüßte, glauben Sie denn, daß dies alles überhaupt geschehen wäre?“

Rojas nickte leicht. „Frauen —“, murmelte er, „wer kennt sie ganz?“ Er drückte auf einen Knopf; ein Beamter trat ein. „Abführen“, befahl er kurz.

Wie blind ging Howard neben dem Beamten her, durch lange Gänge zu seiner Zelle zurück. Ganz gleichmäßig ging er, und im Takt seiner Schritte bewegten sich seine Gedanken. Sinnlos war es gewesen, daß er sich gestellt hatte Dexter nicht getötet! Unnütz ein Opfer, es war ja nicht für sie gebracht! Und nun hatte er sich so tief hineinverstrickt, daß kein Richter der Welt ihn freisprechen würde. Nun konnte er gut leugnen, zurücknehmen; niemand würde ihm glauben — zu fein hatte er selbst das Netz um sich gesponnen. Und sie hatte es nicht getan.

Großer Gott — sie hatte es nicht getan! Doch trotzdem hatte sie sich der Tat bezichtigt? Früher hatte er es sich so erklärt, daß sie gestanden hatte, als sie hörte, er habe sich für sie gestellt; sie war, selbst in ihrer Erniedrigung durch Dexter, zu stolz, sein Opfer anzunehmen, hatte er gemeint. Aber jetzt — sie hatte es nicht getan, und dennoch hatte sie gestanden? Sie mußte ihn lieben, alles, was zwischen ihnen stand, mußte Traum, Hirngespinst, Mißverständnis sein! Wer sein Leben zu opfern bereit war, der liebte!

Howard stand in seiner Zelle und begriff kaum, daß er allein war. Er breitete die Arme aus. Durch Mauern und Schlösser hindurch ging er zu Alice, bat ihr ab, was er ihr getan hatte, zog sie an sich, hielt sie fest, ganz fest. Jetzt erst wußte er, wie sehr das Mädchen sein war. Obgleich dieses Wissen, er täuschte sich durchaus nicht darüber, ihn das Leben kostete, war Thomas Howard glücklich. Und wenn es noch etwas gab, das ihm fehlte, seine Seligkeit vollkommen zu machen, war es dies eine — es verlangte ihn unendlich danach, ihr zu sagen: Ich verstehe wohl nicht, was zwischen uns war; doch ich weiß, du kannst niemals anders getan haben, als allein das Gute und Rechte; ich glaube an dich, und ich liebe dich! Dexter? Ach, niemals, nun wußte Howard es klar, konnte Dexter in Alices Herzen eine Rolle gespielt haben und wenn er noch so tief in ihr Leben eingedrungen war. Wer einen Mann so liebte, daß er für diese Liebe ein Todesurteil auf sich zu nehmen bereit war, der wußte von keinem anderen.

(Fortsetzung folgt.)

Carla „fest entschlossen."

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Als Carla erwachte und die Sonne sah, die sich durch die Vorhänge in ihr Zimmer stahl, wollte sie fröhlich aufstehen, um ja nichts von diesem herrlichen Tage zu versäumen.

Aber plötzlich fiel ihr alles ein — das mit Robert und das Erlebnis vom gestrigen Abend. Ihr Gesicht verzog sich wie das eines kleinen Kindes, das weinen will, und mit einem müden, hoffnungslosen Seufzer fiel sie in die Kissen zurück.

„Es ist aus", dachte sie. Und vor ihr stand alles, was sie gestern gesehen hatte: das stolze und schöne Antlitz der Fremden, das Leuchten ihrer großen und strahlenden Augen, der Blick seliger Hingabe, ja Verzückung, den sie auf Robert geheftet hatte. Auch die Geste inniger Vertrautheit, mit der er der schönen Unbekannten in den Pelz geholfen hatte, auch sie hatte Carla nicht vergessen.

„Es ist gut, daß er mich nicht gesehen hat", grübelte sie, und dann suchte sie das Taschentuch, das unter dem Kissen lag, und betupfte damit die plötzlich feucht gewordenen Augen. „Ich könnte ihn natürlich fragen", dachte Carla weiter. „Aber was hilft das schon? Entweder würde er mich belügen, würde versuchen, irgendeine glaubwürdige Erklärung zu finden, oder . . . ja, oder er würde mich angucken auf diese merkwürdige kühle Art, die ich nun schon an ihm kenne, die mich immer gleich stumm und verlegen macht."

Ihr fiel ein, daß sie sich mit Robert verabredet hatte, für heute abend. Sie wollten sich in der Halle des „Deutschen Hauses" treffen, um acht Uhr, und nachher gemeinsam irgendwohin gehen, wo man nett und ungestört beisammensitzen konnte. Seit Tagen schon hatte sich Carla auf diesen Abend gefreut. „Kommt ja nun nicht mehr in Frage", flüsterte sie trotzig vor sich hin.

Dieser feste Entschluß machte sie endgültig munter. Sie sprang auf, übergoß sich mit frischem, eiskaltem Wasser und kleidete sich eilig an.

Das Frühstück verlief wortkarg. Manchmal warf die Mutter über die Länge des Tisches hinweg einen prüfenden, besorgten Blick auf Carla. „Du siehst nicht sehr frisch aus, heute morgen", sagte sie endlich. „Nicht müde eigentlich — aber . . . Ist dir nicht gut? Oder —", die Mutter lächelte in sich hinein, „oder hast du Streit mit Robert gehabt?"

„Aber nein, Unsinn", rief Carla überlaut und tat furchtbar erstaunt und entrüstet. „Ich habe Robert seit Sonntag nicht mehr . . ."; sie verbesserte sich rasch, denn sie legte Wert darauf, immer nur die Wahrheit zu sagen, „ich habe mit Robert seit Sonntag kein Wort mehr gesprochen."

„Anna", sagte Carla zu dem Hausmädchen und sah sie bettelnd an, „Sie müssen mal so gut sein, zu versuchen, ohne mich fertig zu werden, heute, gelt? Ich habe scheußliche Kopfschmerzen" — nun schwindelte sie also doch — „und möchte mich in meinem Zimmer noch ein bißchen hinlegen. Vielleicht vergehen sie dann."

„Aber natürlich", erwiderte das Mädchen gutmütig. „Das schaff' ich schon so. Am besten, Fräulein Carla, Sie nehmen ein Aspirin und ruhen ein paar Stunden, dann vergeht es schon."

Carla stand in ihrem Zimmer, das Schlafzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer war, alles in einem, jedenfalls ihr eigenes Reich, wo niemand sie störte. Sie überlegte, ob sie an Robert schreiben, ihm alles schreiben sollte, was sie gesehen hatte und was sie nun über ihn dachte. Sie fing auch den Brief an, aber in einer halben Stunde oder gar einer ganzen kam sie nicht über die ersten zwei oder drei Zeilen hinweg und zerriß schließlich zornig das Blatt.

„Nein", sagte sie sich, „es ist besser, ich schreibe nicht. Soll er heute abend — denn natürlich gehe ich nicht hin — soll er nur warten, bis er schwarz wird. Wenn er auch nur halbwegs so etwas hat wie ein Gewissen, so wird das ihm bald genug sagen, warum ich nicht gekommen bin. Und er wird dann wissen, daß zwischen uns beiden nun alles zu Ende ist, für immer."

Sie stellte sich vor, wie Robert warten würde, an der vereinbarten Stelle. Geduldig zunächst, dann immer aufgeregter, endlich hoffnungslos, ängstlich, verzweifelt. Diese Vorstellung befriedigte Carla, tat ihr wohl. Der Wunsch, auf irgend eine Art Robert büßen zu lassen für das Leid, das er ihr angetan, brannte heiß in ihrem Herzen. Und wenn dieses vergebliche Warten auch nur eine sehr unzulängliche Buße war, es war doch angenehm, ihm nun gleichfalls wenigstens ein bißchen weh tun zu können.

Beim Mittagessen war Carla sehr laut, viel gesprächiger, als es sonst ihre Art war, aber es war etwas Fiebriges in ihrer übertriebenen Munterkeit, so daß die Mutter nicht aufhörte, sie halb neugierig, halb besorgt zu mustern, und selbst der Vater erstaunt die Ohren spitzte.

„Sind deine Kopfschmerzen, von denen du Anna erzähltest, inzwischen vergangen?" fragte die Mutter.

„Ach was", unterbrach Carla sie ein bißchen unhöflich. „Ich werde mich heute früh ins Bett legen, ordentlich einmal um die Uhr rumschlafen, dann bin ich wieder ganz in Form."

„Heute abend?" wunderte sich die Mutter. „Ich dachte, ihr beiden, du und Robert, hättet euch verabredet."

„Das habe ich nun wirklich ganz vergessen", erwiderte Carla und wurde plötzlich sehr rot. „Aber es ist ja noch Zeit, noch furchtbar viel Zeit bis dahin, es wird sich ja zeigen, wie mir im Laufe des Nachmittags zumute sein wird. Ich kann ja Robert anrufen, vom Münzfernsprecher aus, wenn es nötig sein sollte."

„Natürlich, das kannst du", bestätigte die Mutter.

Gegen sechs Uhr erinnerte sie Carla: „Wenn du zu Hause bleiben willst, müßtest du jetzt wohl mit Robert sprechen", meinte sie. „Er verläßt doch um halb sieben sein Geschäft, und zu Hause hat er kein Telephon."

„Richtig, danke sehr", rief Carla und schlüpfte in den Mantel. Sie kam nach einer knappen Viertelstunde zurück — natürlich hatte sie nicht angerufen, sie wollte sich nicht auf ein telephonisches Hin und Her mit halben Erklärungen einlassen und sich außerdem nicht dieses kleinen Triumphes, dieser billigen Rache, berauben.

„Alles in Ordnung", sagte sie mit übertriebener Forschheit und flüchtete gleich wieder in ihr Zimmer.

„Er wird ja Augen machen", dachte sie wieder und warf sich angekleidet aufs Bett. Wurde nicht müde, sich Roberts Unruhe und Ärger und Sorge auszumalen. Dann sprang sie auf, trat vor den Spiegel, schaltete die Lampe ein, betrachtete sich eingehend und kritisch.

Die Strickjacke gefiel ihr nicht — so fürs Haus war sie ja noch ganz nett. Aber Strickjacke und Rock, das war überhaupt eigentlich nur eine Kleidung fürs Haus.

Sie streifte die Jacke ab und den Rock und kleidete sich so sorgfältig und so nett an, wie sie es gern tat, wenn sie einmal ausging.

Dann ging sie ins Wohnzimmer.

„Ich gehe jetzt", lächelte sie.

„Ich dachte, du wolltest zu Hause bleiben?" staunte die Mutter. „Und Robert?"

„Ich hab's offen gelassen", lächelte Carla. „Ich habe ihm nur gesagt, er solle nicht böse sein, falls er vergeblich wartet." Und sie huschte hinaus.

Noch unterwegs war sie entschlossen, ins Theater zu gehen oder in irgend ein Kino. Oder auch nur irgendwo eine Tasse Kaffee trinken. Aber plötzlich, um halb acht, fand sie sich in der Halle des Deutschen Hauses, bestellte ein Glas Tee, blätterte in Zeitschriften.

Pünktlich um acht kam Robert. Sein Gesicht strahlte, als er sie sah. Sie flog ihm entgegen, ihr frischer, warmer Atem wehte ihn an.

„Ach, Bob", lächelte sie, „ich habe mich schon so nach dir gesehnt!"

— — — — —

„Viellelicht war es eine Verwandte von ihm oder eine Jugendfreundin", dachte sie noch im Hinausgehen, und wundervoll war es wieder, seine Nähe zu spüren, die Hand auf seinem Arm zu haben. „Ich will lieber gar nicht fragen. Gar nicht fragen will ich . . ."

Schöne Organisation!

Groteske von Christian Bock.

Organisation war, seit Gary James dieses Wort gehört hatte, sein Steckenpferd. Er organisierte alles, was ihm in den Weg kam. Seine Zeit, sein Geld, seinen Beruf, seine Mahlzeiten, sein Privatleben, sein Gefühl . . . Da man in Newyork solche Talente zu schätzen weiß, ging es Gary James nicht schlecht. Und da die Mütter sachlicher sehen als ihre Töchter, schien Mary Browns Mutter die Zukunft eines Organisationstalents sicherer, als die eines Malertalents.

Das Malertalent war Edvard. Und Mary — zwischen den beiden — ließ sich schließlich von ihrer Mutter überreden, das Organisationstalent zu heiraten und nicht das Malertalent. Obwohl Mary eigentlich das Malertalent lieber hatte — aber Mütter bringen ja manches zustande.

Natürlich war die Hochzeit Gary James glänzend organisiert. Alles klappte auf die Minute, von der Fahrt zur Kirche über das Hochzeitsessen bis zum Antritt der Hochzeitsreise am Abend 21 Uhr 44. Gary James sprach an diesem Tag sehr viel von Organisation. „Siehst du", sagte er zu Mary, „was man mit einer guten Organisation alles erreicht. Keine Minute war leer und unausgefüllt. Ich bin ganz stolz auf diese Leistung, die ich außerhalb des Geschäfs im Privatleben zustande gebracht habe. Sogar der Pfarrer klappte. Ich hatte natürlich genauestens mit ihm vereinbart, daß er von 10 Uhr 10 bis 10 Uhr 17 reden sollte."

„Ja, es war glänzend", erwiderte Mary. Den leicht ironischen Ton in diesem Lob hörte Gary James nicht.

Er sah auf die Uhr. „Aber der Zug fährt ja nicht pünktlich ab!" stellte er mit Schrecken fest. „Vor drei Minuten hätten wir schon abfahren sollen!"

„Aber, Lieber — es ist doch gleichgültig, ob wir drei Minuten früher oder später abfahren. Wir sind ja auf keiner Geschäftsreise."

*

„Ich habe mir vorgenommen", sagte Gary James eines Tages unterwegs, „einen Vorschlag zur Organisation des privaten Briefverkehrs auszuarbeiten. Ich habe deinen Brief nach Hause gelesen, und ich verstehe so etwas nicht: Auf ganzen drei Seiten schreibst du, was man ganz bequem in vier, fünf Zeilen schreiben kann."

„Wie würdest du also meinen Brief schreiben?" fragte Mary.

Und Gary James, das Organisationstalent, schrieb auf einen Zettel, wie er den Brief geschrieben hätte:

Gut angekommen 12 Uhr 45.
Hotel Austria 12 Uhr 57.
Gutes Wetter.
Fahren morgen weiter 10 Uhr 30.

„Du hast", triumphierte er, „auf den ganzen drei Briefseiten nichts Wesentliches mehr geschrieben. Warum schreibst du also drei Seiten voll?"

„Weil es mir Spaß macht!" antwortete sie und ging.

„Spaß?" überlegte er. „Spaß —? —

*

Am nächsten Morgen sollten sie also 10 Uhr 30 weiterfahren. Mary war 9 Uhr 10 noch in die Stadt gegangen, und Gary James hatte sie beschworen, spätestens 9 Uhr 55 wieder da zu sein.

Aber Mary war 9 Uhr 55 noch nicht da.

Sie war auch 10 Uhr 00 noch nicht da.

Denn sie hatte in der Stadt, ganz zufällig, Edvard getroffen. Edvard, das Malertalent.

„Nun, wie ist die junge Ehe?" hatte er gefragt.

„Jaa — —", hatte sie gesagt, „glänzend organisiert."

Mary war 10 Uhr 20 noch nicht im Hotel.

Aber 10 Uhr 23 brachte ein Bote einen Brief ins Hotel. Adressiert an Herrn Gary James.

10 Uhr 24 hielt Gary James den Brief in der Hand, öffnete ihn und las:

Es satt gehabt 9 Uhr 16.
Zufällig Edvard getroffen 9 Uhr 16.
Mit Edvard abgefahren 10 Uhr 10.

Richtung ungewiß. Organisation zum Glück mangelhaft.



Bunte Chronik



Halbmond oder Hufeisen?

Die Nationalflaggen der Türkei und Ägyptens sind im Felde der Flagge ein „Halbmond mit Stern". Bisher haben wir diesen Halbmond als einen tatsächlichen Halbmond hingenommen und uns über den Ursprung dieses Zeichens nicht allzuviel Gedanken gemacht. Geschichtlich gesehen befinden wir uns aber in einem Irrtum, der lediglich auf einer späteren Umdeutung beruht, wenn wir das Zeichen der Türken und Ägypter für eine Nachbildung der Sichel des Mondes halten.

Das Panier der Nomadenstämme, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts am Euphrat erschienen und die sich fünfzig Jahre später nach ihrem dritten Emir Osman, dem Sohne Ertogruls, Osmanen nannten, bestand in einer Lanze, an deren Spitze ein türkisches Hufeisen und ein Roßschweif befestigt waren. Diese Lanze wurde von einem erfahrenen Krieger dem Zuge vorangetragen und im Lager vor dem Zelt des Emirs aufgepflanzt. Sie diente als Sammelplatz bei plötzlichem Alarm und für den Aufbruch des Zuges als Zeichen zum Weitermarsch.

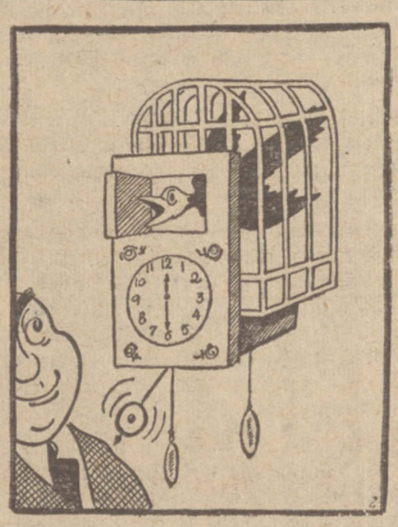
Der Roßschweif galt bis vor wenigen Jahren noch als Zeichen der Würde eines Paschas, und die in Arabien lebenden Emire benutzen ihn heute noch. Ursprünglich war er aber nur das Ehrenzeichen des Führers einer Truppe und versinnbildlichte so den Ausdruck einer berittenen Truppe, deren Existenz von der Leistung der Pferde, dem höchsten Gut des Arabers, abhängig ist. Um aber die Pferde zu schonen, wurden ihnen, wenn der Ritt in steinige Gegenden führte, Hufeisen untergeschlagen, die nicht nur die Hufkanten, wie bei uns gebräuchlichen, sondern die ganze Fläche des Hufes schützen sollten. Dadurch wurde eine Hufeisenform bedingt, die eine entfernte Ähnlichkeit mit einem liegenden Mond aufweist.

Ganz allmählich, im Laufe mehrerer Jahrhunderte wurden aus den Zeichen, die bisher an den Lanzen getragen wurden, Embleme, die auf das Fahnentuch gestickt wurden, schon allein deswegen, weil dieses kostbarer war. Diese Embleme haben sich dann in später Zeit in Form eines „Halbmondes" selbständig gemacht. Der ursprüngliche Charakter des Hufeisens ging dabei verloren.



Lustige Ecke





Moderne Kuckucksuhr.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.